

Aladin El-Mafaalani und Klaus Peter Strohmeier

Segregation und Lebenswelt

Die räumliche Dimension sozialer Ungleichheit

Einleitung

Unter Segregation wird die räumliche Ungleichverteilung von Bevölkerungsgruppen mit bestimmten Merkmalen über Teileinheiten der Stadt verstanden. Üblicherweise wird in der Stadtforschung unterschieden in:

- *soziale Segregation*: die räumliche Trennung von Arm und Reich;
- *demografische Segregation*: die räumliche Trennung von Alt und Jung, von Familienhaushalten und anderen Haushaltsformen;
- *ethnische Segregation*: die räumliche Trennung von Einwanderern und „Einheimischen“.

In der Folge stellt Segregation die Abbildung sozialer Ungleichheiten im Raum dar.

In den meisten Städten sind die „kinderarmen“ Stadtteile zugleich die Viertel der Wohlhabenden, die „kinderreichen“ dagegen die Wohngebiete der Armen und auch der Einwanderer.¹ In den großen Städten der alten Bundesländer lebt inzwischen ein großer Teil, in einigen Fällen bereits die Mehrheit der nachwachsenden Generation in den ärmsten Stadtteilen mit hohen Ausländeranteilen, in denen die räumliche Konzentration benachteiligter und diskriminierter Menschen zusätzlich benachteiligend und diskriminierend wirkt. Ob wir über Einkommensarmut, Bildungsarmut, schlechte Gesundheit von Kindern, fehlende politische Partizipation in „demokratiefreien Zonen“², ethnische Kolonien mit konzentrierten Integrationsproble-

- 1 Statistisch erfasst werden in der Regel nur „Ausländer“ mit nicht-deutschem Pass. Die Ermittlung eines Migrationshintergrunds bei der Wohnbevölkerung mit deutscher Staatsangehörigkeit wird hingegen seltener vollzogen, wobei der Migrationshintergrund unterschiedlich definiert wird.
- 2 In den Armutsquartieren geht kaum noch ein Erwachsener zur Wahl, wodurch diese Gebiete innerhalb der örtlichen Politik kaum noch ein Gewicht haben. Im Stadtkern und den drei angrenzenden Stadtteilen ist in Essen bei der Kommunalwahl 2009 nur

men, über defizitäre Infrastruktur, schlechten Wohnwert, besondere Immissionsbelastungen, (zu) hohe Fluktuation oder überforderte Nachbarschaften reden, wir reden eigentlich immer über dieselben Stadtteile und über dieselben Menschen.

Solche benachteiligenden und benachteiligten Milieus gibt es in allen großen Städten. In ihnen zeigt sich „besonderer Entwicklungsbedarf“³ u. a. in Gestalt von Gefährdungen des „Humankapitals“ und des „Humanvermögens“ unserer Gesellschaft. Humankapital, das sind die beruflich verwertbaren Kenntnisse und Fertigkeiten der Menschen, erwirbt man in erster Linie in der Schule und in formalen Bildungsveranstaltungen. Humanvermögen bezeichnet die elementaren Kompetenzen und Motive, ohne die keine Gesellschaft, keine Wirtschaft und kein politisches System existieren kann: Solidarität, Empathie, Vertrauen. Humanvermögen wird insbesondere in der Familie und in den „kleinen Lebenskreisen“ in Nachbarschaft und Verwandtschaft aufgebaut. Der heute beschworene „Fachkräftemangel“ hat in den Städten eine *Adresse*.⁴

In den gebildeten Mittel- und Oberschichten in Deutschland gibt es verbreitete und wachsende Kinderlosigkeit, während die unteren sozialen Schichten nach wie vor in Mehrheit Kinder haben. Die soziale Segregation führt dazu, dass in vielen Städten (zum Beispiel im Ruhrgebiet) die Mehrheit der nachwachsenden Generation in den benachteiligten und im Hinblick auf ihre Lebenschancen benachteiligten Vierteln aufwächst. Auch von diesen Kindern erwarten wir, dass sie als Erwachsene diese Gesellschaft aktiv mitgestalten und weiterentwickeln. Es geht also darum, in den Städten Lebensräume und Erfahrungen zu ermöglichen, die das wahrscheinlicher machen als es derzeit ist.

Ziel dieses Beitrags ist es, einen Einblick in Bedingungen und Folgen der segregierten Armut in der Stadt zu geben. Einblicke in die exklusive Welt des segregierten Reichtums, der gemeinhin als unproblematisch deklariert wird, sind methodisch ungleich schwerer zu erlangen und fehlen deshalb

ein Viertel der Wahlberechtigten zur Wahl gegangen, im bürgerlichen Stadtteil Haarzopf im Süden waren es zwei Drittel. Die niedrigste Wahlbeteiligung in einem Düsseldorf-Stimmbezirk lag 2014 unter 10 %, die SGB II-Quote im selben Bezirk bei 60 %. (Quelle: Statistische Ämter der Städte).

- 3 Seit 1999 gibt es das Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt – Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ (www.sozialestadt.de).
- 4 In der Diskussion um den Fachkräftemangel wird kaum berücksichtigt, dass die Gruppe der heute Benachteiligten in zweifacher Hinsicht eine besondere Rolle spielen müssten: Erstens bildet diese Gruppe derzeit eine „Bildungsreserve“ bzw. eine noch nicht erschlossene Humanressource; zweitens weist sie – wie im Weiteren noch gezeigt wird – eine besondere Affinität für genau die Berufe auf, in denen ein drohender Mangel prognostiziert wird.

auch an dieser Stelle. Zur Darstellung der Problemstellungen und ihrer Ursachen werden wir sowohl (quantitative) Sozialraumanalysen als auch (qualitative) Lebensweltanalysen beispielhaft diskutieren. Damit wird gezeigt, wie Segregation entsteht, welche Folgen sie hat und warum es so schwer ist, sie zu vermeiden oder zu bekämpfen. Abschließend wird der Versuch unternommen, Ansatzpunkte für realistische und zielgerichtete politische Interventionen aufzuzeigen.

Wie entsteht Segregation?

Segregation ist ein kombinierter Effekt von freiwilligen und unfreiwilligen Entscheidungen; eine differenzierte Betrachtung ist deshalb notwendig. Segregation ist im Ergebnis die Abbildung sozialer Ungleichheiten, ungleicher Lebenslagen, Lebensformen und Lebensstile der Menschen auf den Raum. Am stärksten segregiert, also abgesondert von allen anderen Gruppen leben die Reichsten in unseren Städten. Als „Problem“ wird aber üblicherweise nur die Segregation der Armen und der Einwanderer wahrgenommen, weil sich hier Merkmale benachteiligter sozialer Lagen kleinräumig konzentrieren und wechselseitig verstärken.

Von Armutsegregation besonders betroffen sind innenstadtnahe Mischgebiete mit einem großen Altbaubestand, vielfach ehemalige Arbeiterviertel, die unmittelbar vom industriellen Strukturwandel betroffen sind, und in Stadtrandlage liegende Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus der 1960er bis 1980er Jahre (Strohmeier 2006).

Der *Wohnungsmarkt* spielt die entscheidende Rolle bei der Entstehung von sozialer Segregation, denn Wohnungen sind Güter, die auf Märkten gehandelt werden. Die Qualität und die Lage von Wohnraum bestimmen den Preis, so dass Haushalte mit geringem Einkommen von bestimmten räumlichen Teilbereichen mit hohem Mietniveau effektiv ausgeschlossen sind und in Wohngebieten mit einfacher Wohnqualität verbleiben. Wohlhabende Haushalte hingegen haben die finanziellen Möglichkeiten, frei zu wählen. Ihnen reicht die in einfachen Wohnquartieren vorhandene Wohnungsqualität nicht aus, so dass Wohnungen in besseren Lagen nachgefragt werden.

„Wohnen“ ist immer auch ein Instrument sozialer „Distinktion“, eine gute *Adresse* ist ein Statusattribut und eine schlechte macht einen zum Objekt vielfältiger Diskriminierung (Schelling 1971). Angespannte Wohnungsmärkte hemmen Segregation, denn sie erschweren Wohnungswechsel bei all jenen, die z. B. nach erfolgreichem Berufsaufstieg eine ungeliebte Nachbarschaft verlassen wollen. Entspannte Wohnungsmärkte dagegen bieten den meisten, die die Armutsviertel verlassen wollen, eine Alternative und lösen selektive Wanderungsbewegungen aus, in deren Folge die Ärmsten (deren

Miete oft aus Transfereinkommen bezahlt wird) am Ende in ihrem spezifischen Wohnungsmarktsegment unter sich bleiben. Die Fluktuation in den Städten ist am höchsten in den ärmsten Stadtteilen. Fluktuationsraten von 50% im Jahr sind keine Seltenheit (ILS/ZEFIR 2006, S. 64 ff.).⁵

Segregation ergibt sich unter Marktbedingungen dann als das (ungeplante) kollektive Ergebnis individueller Wohnstandortentscheidungen derjenigen, die eine Auswahl haben. Besondere Zugangsschwierigkeiten gibt es für Migranten mit geringem Einkommen. Für sie ist es faktisch aussichtslos, eine Wohnung in gehobenen Wohnlagen oder im Wohnungsmarktsegment großer Wohnungen bzw. von Wohnungen mit hoher Ausstattungsqualität zu finden. Diese Probleme werden verstärkt durch diskriminierende Praktiken der Vermieter.

Eine weitere wichtige Erklärung für Segregation ist die *symbolische Identifikation mit einer Adresse oder einem Stadtteil*. Sie erklärt besonders die Wohnstandortwahl der hoch segregierten oberen Schichten, die auf eine „angemessene“ Nachbarschaft als Mittel der Distinktion Wert legen und sie über den Preis auch gewährleisten können. Sie beschreibt aber auch das Verhalten von Migranten, die häufig die Nähe zu Landsleuten oder Familiennetzwerken suchen, oder von Studenten, die gern da wohnen, wo andere Studenten wohnen und wo es ein passendes Umfeld gibt.

Evident ist, dass in Deutschland die *Wohnungspolitik* und die kommunale Wohnraumvergabepraxis einen wesentlichen Einfluss auf die Herausbildung von Quartieren „segregierter Armut“ gehabt haben. Der soziale Wohnungsbau mit öffentlich geförderten Wohnungen für Niedrigeinkommensbezieher in großen Wohnsiedlungen (und einer bis vor kurzem erhobenen Fehlbelegungsabgabe für Aufsteiger) war letztlich ein hocheffektives staatliches Segregationsförderprogramm. Infolge des zahlenmäßigen Rückgangs sozial gebundener Wohnungen heute, ihrer nach wie vor gegebenen räumlichen Ballung in Teilbereichen der Kernstädte und in Großsiedlungen und ihrer Belegung mit einer wachsenden Zahl von „Bedürftigen“ ist die Segregation benachteiligter Sozialgruppen in den Städten vielfach „hausgemacht“.

Die Segregation der Reichen in den Städten ist in der Regel größer als die der Armen, der Familien und der „Einwanderer“. So trivial diese Feststellung auf den ersten Blick erscheint, sie macht eine Ambivalenz im politischen Umgang mit Segregation deutlich: Das Gegenteil von Segregation wäre nämlich die Mischung aller mit allen. Sie politisch anzustreben wäre freilich zum einen (unter Marktbedingungen) unrealistisch, denn der Wohnungsmarkt sorgt durch *selektive Zu- und Fortzüge* von ganz allein für Entmi-

5 Fluktuationsrate: Zuzüge plus Fortzüge plus innerstädtische Umzüge geteilt durch Bestand.

schung der Bewohner.⁶ Politisch ist Mischung zum anderen nur schwer durchsetzbar: Die Wohlhabenden wollen sie nämlich nicht.

Wie wird Segregation in der Politik wahrgenommen?

Segregation führt durch unterschiedliche Mechanismen dazu, dass sich Menschen mit ähnlichen Lebenslagen und Bedürfnissen räumlich konzentrieren. Die Bewertung von Segregation in der Öffentlichkeit und in der Politik ist, so zeigt sich, ambivalent. Im Vordergrund der Diskurse über räumliche Ungleichheit in den Städten steht, weil am besten sichtbar, die ethnische Segregation. Sie wird z. T. mit Vorteilen für die segregierten Migranten (ethnische Quartiere als „Integrations-schleusen“ bzw. „Ankunftsgebiete“), aber auch mit Nachteilen (ethnische Quartiere als „Sackgassen“ oder „Relegationszonen“, in denen „Parallelgesellschaften“ sozial Ausgeschlossener wachsen) in Verbindung gesehen, wobei wir in der Politik große Ratlosigkeit im Hinblick auf die Bedingungen, unter denen eher das eine oder das andere zu erwarten ist, erkennen konnten.⁷

Ethnische Segregation ist leicht erkennbar. In den Städten ist sie oft kleinräumig und betrifft einzelne Straßenzüge. Eigentumsbildung von Migranten wird einerseits positiv als Stabilisierung fluktuierender Quartiere wahrgenommen, sie wird aber auch negativ als segregationsfördernd gesehen, da vor allem konzentriert in bestimmten Bereichen ohnehin schon benachteiligter Quartiere Wohneigentum durch „Ausländer“ erworben wird. Die Wohnimmobilien werden oftmals im Familienverbund erworben, saniert und bewohnt. Dabei kann die familiäre Prägung einerseits positiv auf die unmittelbare Nachbarschaft wirken, andererseits aber auf Widerstände in der (deutschstämmigen) Bevölkerung und der lokalen Politik stoßen, die in der Eigentumsbildung von Migranten die Gefahr der Verdrängung der alteingesessenen Bevölkerung sehen. Diese Ambivalenz ist charakteristisch für den Umgang der Politik mit ethnischer Segregation insgesamt.

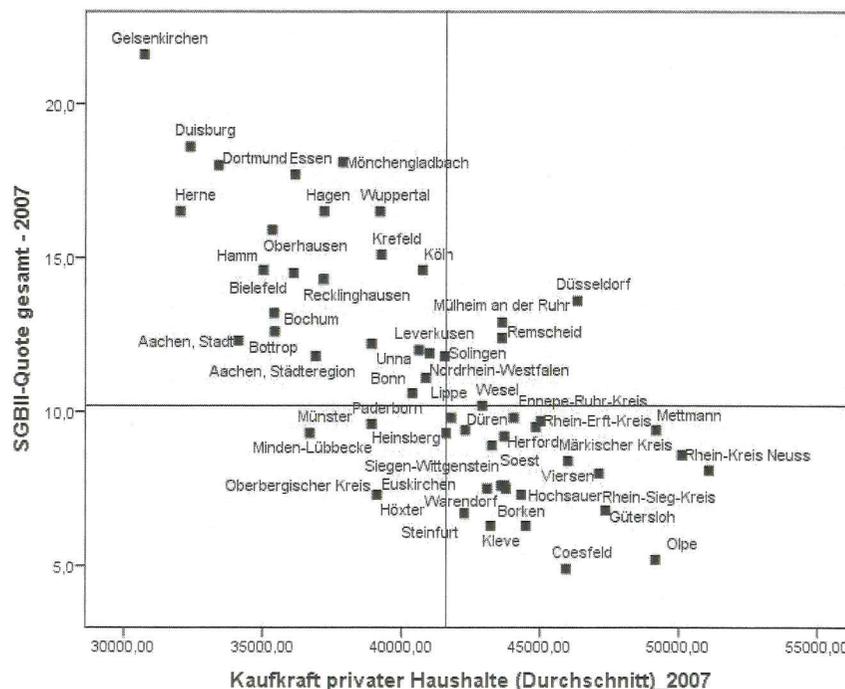
Die politischen Entscheider, die wir gefragt haben, thematisieren Segregation in ihrer Stadt exklusiv als Problem der „Ausländerintegration“. Sie argumentieren eher mit sozio-kulturellen Begründungen als mit sozialstrukturellen. Die viel stärkere Zunahme demografischer und sozialer Segregation einschließlich der damit verbundenen Herausforderungen und Gefähr-

dungen der Stadtgesellschaft aber sind in der Vergangenheit von der Politik weitgehend unbemerkt geblieben bzw. kaum thematisiert worden.

Wie strukturiert sich soziale Ungleichheit räumlich?

Das Ausmaß der Segregation unterscheidet Städte und ländliche Regionen. Die Abbildung 1 stellt die Kreise und die kreisfreien Städte in NRW nach ihrer „Kaufkraft“, das sind die durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommen, und nach den SGB II-Quoten (das sind die Anteile der Personen, die Sozialgeld beziehen, d. h. lange nicht oder noch nie in Arbeit gewesen sind) dar.

Abbildung 1: Kaufkraft und SGB II-Quote in Kreisen und kreisfreien Städten in NRW



Datenquelle: www.wegweiser-kommune.de

6 <http://www.bochum.de/C125708500379A31/vwContentByKey/W27NWCWX021BOLDDE>

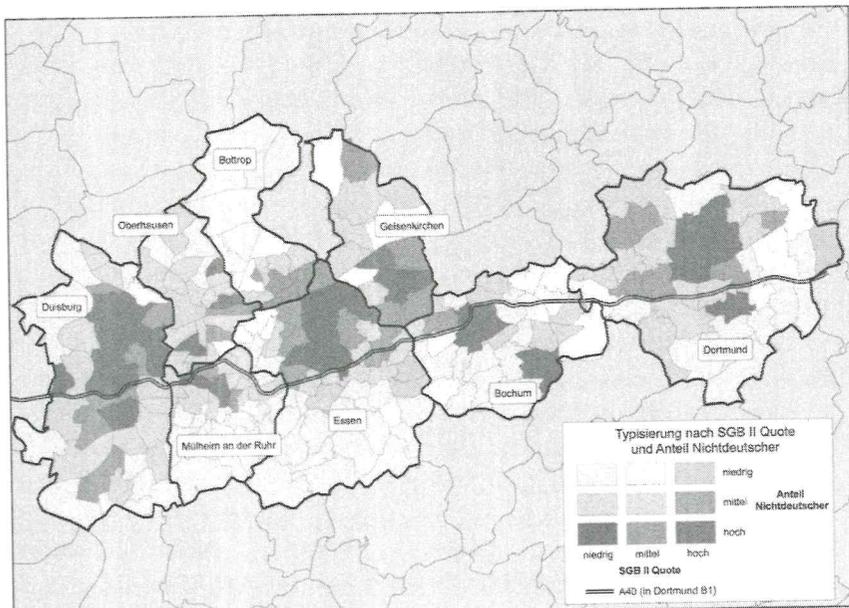
7 Wir beziehen uns hier auf Interviews mit Oberbürgermeistern und Baudezernenten, die wir für unser Gutachten zu Händen der Enquetekommission „Zukunft der Städte“ im Landtag von NRW geführt haben (ILS/ZEFIR 2003).

Hohe Kaufkraft bei unterdurchschnittlicher Armut finden wir in NRW vor allem in den Kreisen (rechts unten im Diagramm). Städte wie Düsseldorf oder Mülheim an der Ruhr (rechts oben im Diagramm) sind auch wohlha-

bend, allerdings auch von überdurchschnittlicher Armut geprägt. Das weist auf ein hohes Maß an sozialer und sozialräumlicher Spaltung hin. In den meisten Städten des Ruhrgebiets, die geringe Kaufkraft bei hohen SGB II-Quoten haben, erwarten wir eher niedrige sozialräumliche Fragmentierung, die meisten finden wir im linken oberen Quadranten. Aber auch in diesen Städten ist das Ausmaß an sozialer und räumlicher Spaltung beträchtlich. Sie sind keineswegs homogen arm.

Ethnische und soziale Segregation korrelieren im Ruhrgebiet, der größten Stadtregion Deutschlands, und in vielen großen Städten hochgradig, d.h. die Stadtteile mit den höchsten „Ausländeranteilen“ sind zugleich die ärmsten, die mit den wenigsten die wohlhabendsten. Die Karte (Abb. 2) zeigt nördlich der A40 ein Band von Stadtteilen mit hohen Ausländeranteilen *und* hohen SGB II-Quoten; südlich ein Band von Stadtteilen mit überwiegend deutscher Bevölkerung und nur wenigen armen Leuten.

Abbildung 2: Soziale und ethnische Segregation in ausgewählten Ruhrgebietsstädten



Quelle: Kersting et al. (2009)

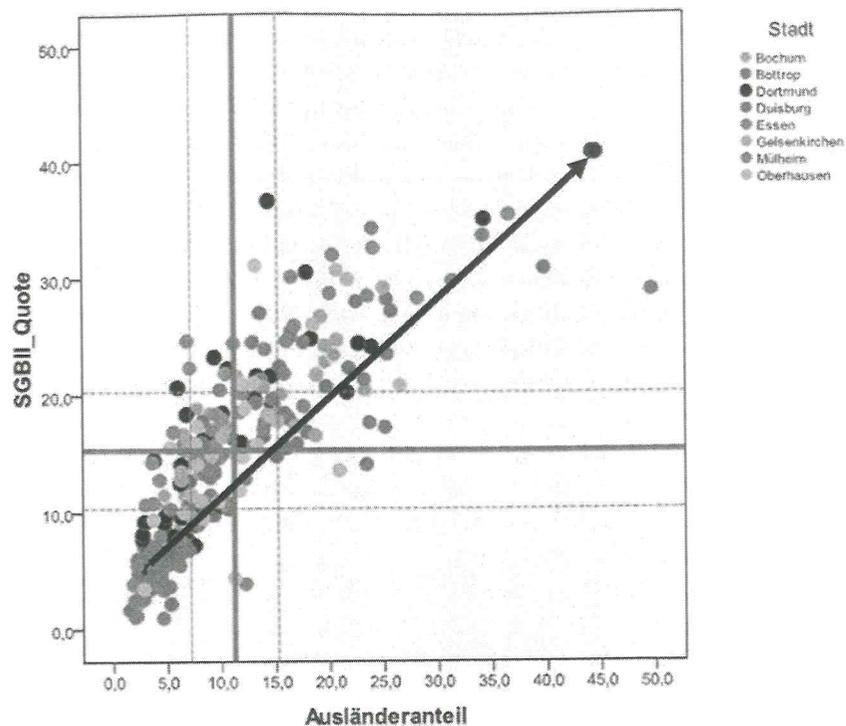
Dieses reviertypische Nord-Süd-Segregationsmuster ist ein Ergebnis der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Region. Der in der Vergangenheit durch Arbeitsmigration und Schwerindustrie geprägte Norden ist heute – nach einer Phase der Deindustrialisierung – charakterisiert durch hohe Arbeitslosenquoten bei hohen Ausländeranteilen. Dieses regionale Spezifikum lässt sich über Stadtgrenzen hinweg zeigen: Der Essener Norden setzt sich quasi im Gelsenkirchener Süden fort. Dieses räumliche Muster grenzüberschreitender Problemzonen ist charakteristisch für die Städte im Ballungsraum des Ruhrgebiets. In anderen großen Städten, etwa in der Rheinschiene, finden wir andere sozialräumliche Verteilungsmuster. Auch hier spielt die Siedlungs- und Industriegeschichte eine Rolle. Die meisten armen Viertel der Städte außerhalb des Ruhrgebiets mit seinen Kolonien und Zechensiedlungen sind ebenfalls ehemalige Industriearbeiter Viertel (häufig in zentrumsnaher Lage) und Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus (häufig am Stadtrand).

Was die Karte nicht auf den ersten Blick zeigt, ist dass selbst in den Reviertädten, denen Abbildung 1 noch niedrige Kaufkraft und hohe Armutsquoten bescheinigt hat, das Ausmaß der innerstädtischen sozialräumlichen Fragmentierung groß ist. Die Unterschiede zwischen den Stadtteilen etwa in der Stadt Dortmund sind größer als die Differenzen zwischen den Städten des Bundeslandes NRW oder zwischen allen Großstädten in Deutschland.

In Abbildung 3 werden alle Stadtteile einer Stadt durch unterschiedliche Schattierungen dargestellt. In Dortmund finden wir (rechts oben) zwei Stadtteile (Borsigplatz und Nordmarkt) mit Ausländeranteilen nahe 50% und SGB II-Quoten über 40%, aber auch (links unten) Stadtteile mit Ausländeranteilen unter 5 Prozent und SGB II-Quoten deutlich unter 10 Prozent. Das zeigt eine erhebliche sozialräumliche Polarisierung (die im Zeitverlauf zugenommen hat).⁸ Tatsächlich muss man nur eines der beiden Merkmale kennen, um das andere verlässlich vorausschätzen zu können. Dieser Zusammenhang lässt sich in allen dargestellten Ruhrgebietsstädten erkennen.

8 Mit dem 2007 herausgegebenen „Bericht zur sozialen Lage“ formuliert die Stadt Dortmund den Anspruch eines aktiven und ambitionierten Umgangs mit den sozialen Polarisierungstendenzen im Stadtgebiet. Dabei wird unter der Verwendung von Indikatoren der Bildungs- und Gesundheitsberichterstattung ein wichtiger Schritt zu einer „integrierten“ Berichterstattung unternommen, die das Ziel verfolgt, Fachleute und die Öffentlichkeit über die soziale Lage im Stadtgebiet zu unterrichten und eine differenzierte Analyse zu ermöglichen, aus der Handlungskonzepte abgeleitet werden können (www.dortmund.de).

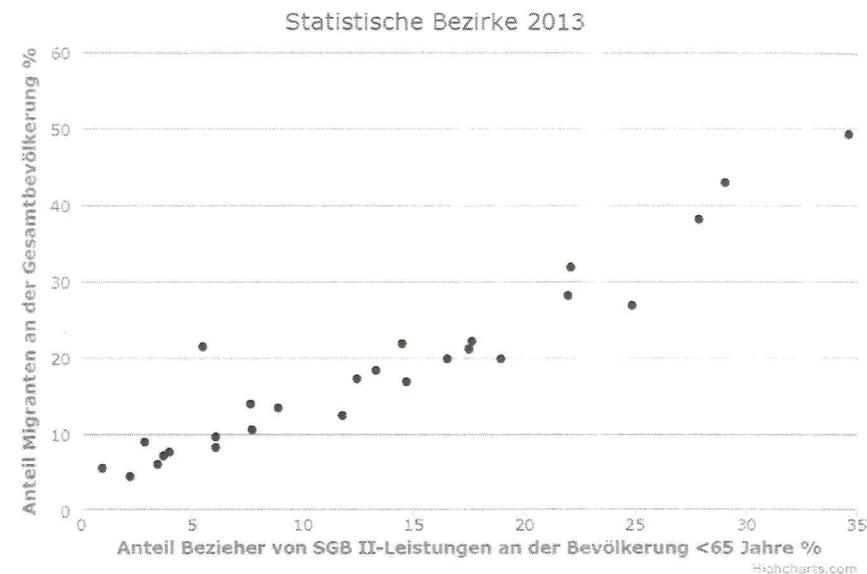
Abbildung 3: Die Korrelation zwischen sozialer und ethnischer Segregation in den Stadtteilen in ausgewählten Ruhrgebietsstädten



Quelle: Kersting et al. (2009)

Abbildung 4 setzt die Bevölkerung mit Migrationshintergrund, das sind Ausländer und Personen deutscher Nationalität, die (bzw. deren Eltern) im Ausland geboren wurden, in den Mülheimer Stadtteilen ins Verhältnis mit den SGB II-Quoten der Stadtteile. In den beiden ärmsten Stadtteilen mit den höchsten Ausländeranteilen im Norden der Stadt haben knapp zwei Drittel der Menschen einen Migrationshintergrund. Im wohlhabenden Süden dagegen kaum jemand. Die Korrelation von ethnischer und sozialer Segregation ist für viele Städte charakteristisch.

Abbildung 4: Ethnische und soziale Segregation in Mülheim an der Ruhr 2013



Datenquelle: <http://www.keck-atlas.de/keck/atlas.html>

In Abbildung 5 untersuchen wir mithilfe des *KECK-Atlas*⁹ für die Stadt Herne, eine der nach Abbildung 1 eher homogenen armen altindustriellen Revierstädte, den Zusammenhang von sozialer Segregation (hier gemessen über die Anteile der Arbeitslosen an der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter

⁹ Kleinräumige Daten, mit denen innerstädtisch die soziale, demografische und ethnische Segregation und ihre Folgen transparent gemacht werden können, sind in der Regel bei den Städten nur schwer zu erhalten. In vielen (vor allem kleineren) Kommunen liegen sie gar nicht vor. In anderen sind sie nicht öffentlich, in den meisten Fällen sind sie dort, wo es sie gibt, nicht interkommunal vergleichbar. Die innerstädtische Raubeobachtung in Deutschland fasst Stadtteile zu Typen zusammen, es werden also keine konkreten Stadt- und Stadtteilangaben veröffentlicht, obwohl es sie in den teilnehmenden Kommunen gibt (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2007). Eine sehr gute und für Kommunen und die Wissenschaft hilfreiche Dokumentation kleinräumiger Disparitäten in den Städten (Segregation und ihre Folgen für Kinder und Jugendliche) liefert neuerdings der KECK-Atlas, der von der Bertelsmann-Stiftung mit verschiedenen Partnern entwickelt wurde (<http://www.keck-atlas.de>). Zwar ist auch dort die Anzahl der mit unterschiedlichem Datenumfang vertretenen Kommunen noch relativ gering, aber sie wächst und wir wünschen dem Instrument größte Verbreitung, denn es stellt Transparenz her, von der die lokale Politik profitieren kann (Strohmeier et al. 2009).

Abbildung 5: Soziale und demografische Segregation in Herne

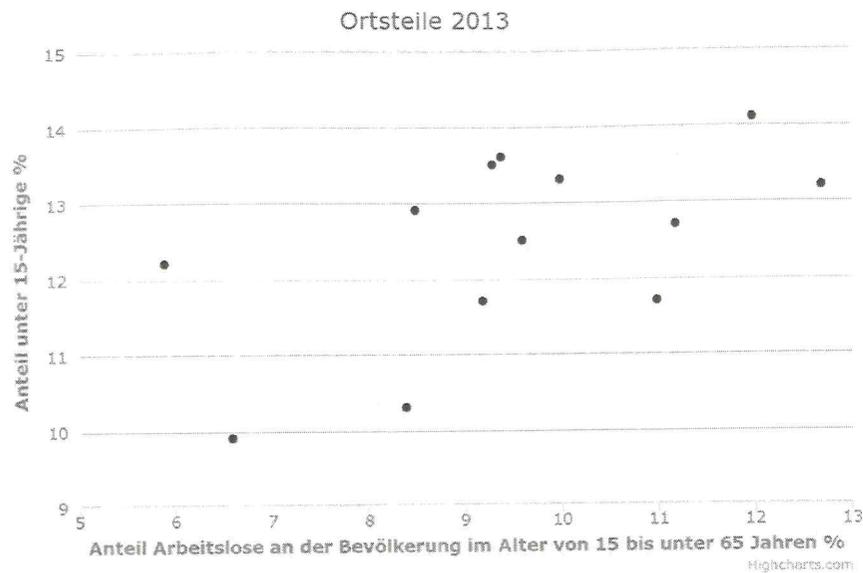
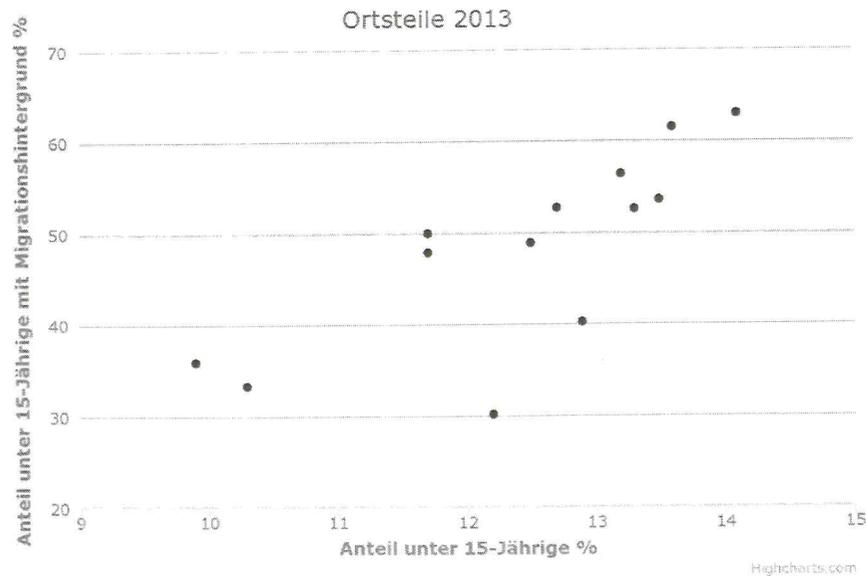


Abbildung 6: Demografische und ethnische Segregation in Herne



in den Ortsteilen)¹⁰ und der demografischen Segregation (gemessen durch den Anteil der Bevölkerung unter 15 Jahren in den Ortsteilen). Auch dieser Zusammenhang ist – mit einigen Abweichungen – relativ stark: Die meisten Kinder in der Stadt wachsen in den ärmsten Ortsteilen auf. Dort leben zugleich die meisten Einwanderer. Abbildung 6 zeigt, je mehr Kinder es in den Stadtteilen gibt, desto größer ist der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund. Diese Korrelation von ethnischer, sozialer und demographischer Segregation bedeutet faktisch eine erhebliche Einschränkung der Lebenschancen für die Mehrheit der Kinder in der Stadt.

Der Zusammenhang zwischen einer Konzentration von Armut (soziale Segregation) und einem erhöhten Kinderanteil (demographische Segregation) ist in ganz Deutschland zu erkennen. Ein systematischer Zusammenhang zwischen sozialer und demographischer Segregation auf der einen Seite und ethnischer Segregation auf der anderen Seite lässt sich in den Städten des Ruhrgebiets und in den anderen großen Städten in Westdeutschland und in Berlin erkennen, allerdings *nicht* in ostdeutschen Großstädten. Vor allem dort, wo durch Migration eine Unterschichtung der Sozialstruktur stattgefunden hat und wo Arbeitsplätze für gering Qualifizierte in großer Zahl verschwunden sind, wird ethnische Segregation problematisch, weil prekäre Lebensverhältnisse, die Gefahr der ethnischen Diskriminierung und fehlende politische Partizipationsmöglichkeiten (für ausländische Staatsbürger) zusammenfallen.

Welche Folgen hat Segregation?

In populären Diskursen geht es bei dieser Frage in der Regel um *Gewalt und Kriminalität*, die in bestimmten, aber nicht allen armen Vierteln höher als anderswo sind (vgl. Baier/Prätor in diesem Band). Die Bedingungen für abweichendes Verhalten liegen in fehlender sozialer Integration (das ist der Zusammenhang und Zusammenhalt der Bewohner) und mangelnder sozialer Kontrolle im Armutsmilieu dort, wo Fluktuation und Anonymität problemverstärkend hinzukommen (Strohmeier 2006).

Bildungsarmut und Einkommensarmut treten kleinräumig konzentriert auf, was dazu führt, dass die meisten armen Leute Nachbarn haben, denen es kaum besser geht als ihnen selbst. Unsere Auswertungen von zahlreichen kommunalen Familien- und Sozialberichten im Ruhrgebiet zeigen, dass in den Städten die Adresse einer Familie, der ethnische Hintergrund und das Einkommen (in dieser Reihenfolge) immer noch die beste statistische Vor-

10 Kleinräumige SGB II-Daten liegen für die Stadt Herne nicht vor.

hersage für den Gesundheitszustand eines Kindes und für seine Bildungschancen ermöglichen. Für die Kinder der Stadtgesellschaft bedeutet das: Soziale Lage der Eltern, Migrationshintergrund und Wohnlage sind wichtige Determinanten ihrer Lebenschancen. Schulische und berufliche Bildungstitel sind in unserer Gesellschaft Eintrittskarten für gesellschaftliche Positionen. Kinder aus den (demografisch, ethnisch und sozial segregierten) armen Stadtteilen haben (im Wortsinn) „schlechte Karten“ (Strohmeier 2010a).

Bedingungsanalysen der Schulübergänge, die wir für die Ruhrgebietsstädte angestellt haben, zeigen, dass die Adresse der Grundschule (die im Hinblick auf den Wohnort der Schüler nach wie vor eine Stadtteilschule ist) und ihr sozialräumliches Umfeld der wichtigste Schätzer für die Übergänge von Kindern auf weiterführende Schulen sind (Kersting et al. 2009). Unser gegliedertes Schulsystem ist nicht nur sozial, sondern insbesondere sozialräumlich hochgradig selektiv.

Abbildung 7 stellt für Mülheim an der Ruhr die Anteile der Schulanfänger mit Sprachkompetenzdefiziten in Abhängigkeit von der Kinderarmut in den Stadtbezirken dar. In den Stadtteilen mit den höchsten Armutsquoten weist mindestens ein Drittel der Kinder bei der Einschulung Sprachkompetenzdefizite auf. Die Kinder in den ärmsten Bezirken haben die schlechtesten Bildungsvoraussetzungen und die meisten gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

In einer Regressionsanalyse haben wir geschätzt, mit welchen allgemein verfügbaren statistischen Maßzahlen in Kommunen, die über eine schlechtere Statistik als die Ruhrgebietsstädte Mülheim und Herne verfügen, Gebiete mit Mängeln der Kindergesundheit identifiziert werden können. Die besten statistischen Schätzer sind die *Wahlbeteiligung* bei der Kommunalwahl und die *Fluktuationsrate* in den Stadtteilen. Diese Daten, die jede Kommunalverwaltung routinemäßig erheben muss, sind noch bessere Schätzer als die Sozialhilfedichte bzw. die SGB II-Quote, die viele Kommunen gar nicht kleinräumig ausweisen.

Dieser nur auf den ersten Blick erstaunliche Befund verdient weitere Kommentierung. In Abbildung 8 werden die Wahlbeteiligung bei Kommunalwahlen und die Teilnahme an Vorsorgeuntersuchungen in Essen dargestellt. Je größer die Armut und je höher der Ausländeranteil im Stadtteil, desto weniger von denen, die wählen dürfen, gehen zur Wahl. Milieutypisch ist ein resignativ-apathischer *Gestaltungspessimismus*. Je geringer die Wahlbeteiligung, desto weniger Kinder kommen in den Genuss der beiden letzten Vorsorgeuntersuchungen vor der Einschulung.

Abbildung 7: Soziale Segregation und Sprachauffälligkeiten in der Schuleingangsuntersuchung bei Kindern in den Stadtbezirken in Mülheim an der Ruhr (2007)

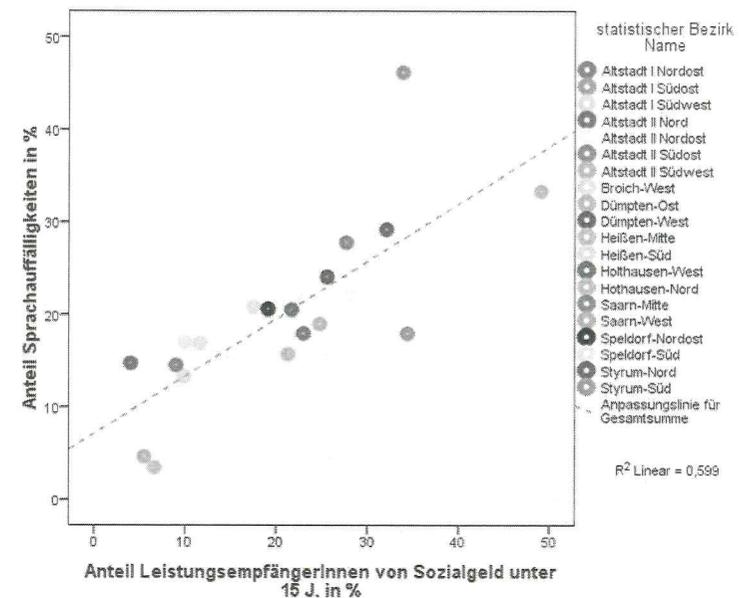
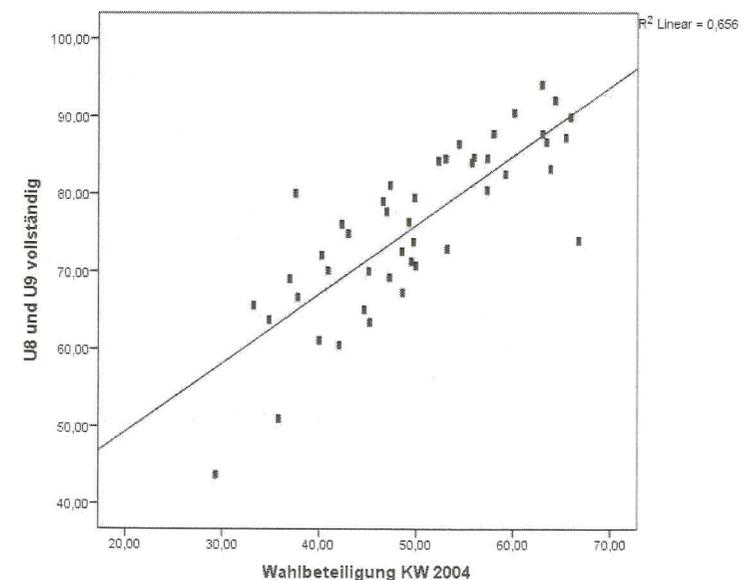


Abbildung 8: Wahlbeteiligung bei der Kommunalwahl 2004 und Schulanfänger mit vollständiger U8 und U9 Vorsorgeuntersuchung in Essen 2008



Die Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage von Kindern und ihrem Gesundheitszustand sind in der Forschung und der Gesundheitsberichterstattung mittlerweile gut dokumentiert. Hier aber kommt eine Verhaltenskomponente hinzu: In den Stadtteilen, wo nur eine Minderheit der Erwachsenen am politischen Leben Anteil nimmt, wir haben sie oben „demokratiefreie Zonen“ genannt, erfährt die Mehrheit der Kinder quasi aktenkundig erhebliche Vernachlässigung im Hinblick auf ihre Gesundheit. Besonders viele Eltern gehen nicht zur Wahl und sie gehen mit ihren Kindern nicht zum Kinderarzt.

Solidarität, Partizipation, Fluktuation – zentrale Symptome

Zusammenfassend lässt sich also für die meisten Städte sagen, dass es einen Zusammenhang zwischen demographischer, sozialer und ethnischer Segregation auf der einen Seite und multiplen Problemlagen auf der anderen Seite gibt. Die Gesundheit von Kindern, Bildungsarmut sowie zum Teil abweichendes Verhalten führen dazu, dass die Lebenschancen gleichsam *durch die Adresse* in besonderer Weise beeinträchtigt werden.

In einem Milieu mit räumlich konzentrierten Problemlagen fehlt zunächst eine positive *Identifikation* mit dem Stadtteil. Ohne eine solche sinnstiftende Identifikation erodieren entsprechend auch *solidarische Strukturen*, was dazu führen kann, dass innerhalb der Heterogenität der Lebenslagen und Lebensformen die Prekarität den zentralen Zusammenhang bzw. die einzige erlebte Gemeinsamkeit zwischen den Bewohnern eines Quartiers bildet. Fehlender Zusammenhalt reduziert die Möglichkeiten und das Maß informeller sozialer Kontrolle und fördernder Nachbarschaftsbeziehungen, die von staatlichen Institutionen kaum ersetzt werden können. Ausgrenzungs- und Konfliktpotenzial zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb der Wohnbevölkerung können dadurch steigen.

Das negative Image eines segregierten Stadtteils überträgt sich weitgehend auf das Selbstbild der Bewohner, die ein vergleichsweise geringes Engagement, Gestaltungspessimismus, d.h. eine (extrem) geringe Bereitschaft zur politischen *Partizipation* aufweisen. Dies führt dazu, dass diese Klientel der Politik aus wahltaktischen Gründen wenig attraktiv erscheint und Politiker, selbst wenn sie es wollten, ein großes Risiko auf sich nehmen, wenn sie „zu viel“ Energie und Ressourcen in solche benachteiligten Quartiere stecken. Hinzu kommt, dass in solchen Sozialräumen der Anteil nicht-deutscher Bewohner, die von politischer Partizipation rechtlich weitgehend ausgeschlossen werden, besonders hoch ist.

Neben der Partizipation ist *Fluktuation* ein zentraler Aspekt bei der Analyse sozialer Segregation. Der zum Teil enorme Wechsel der Quartiers-

bewohner führt dazu, dass zum einen Identifikations- und Solidaritätspotenzial weiter sinken und zum anderen ein beträchtlicher Teil der Bewohner abwandert, die einem im Stadtteil engagierten Politiker seine Mühen in politischem Kapital zurückzahlen könnten (Wiederwahl). Die besondere Brisanz einer hohen Fluktuation drückt sich auch darin aus, dass sie bei knapper Haushaltslage riskant ist: 20–50 % der Menschen, in die man dieses Jahr investiert, können nächstes Jahr schon andernorts wohnen. Insbesondere Aufsteiger, also diejenigen, die ggf. direkt von politischen Interventionen profitiert haben, sind die ersten, die diese Sozialräume verlassen (vgl. hierzu El-Mafaalani/Kurtenbach in diesem Band). Die Sockel- bzw. *Bestandsbevölkerung* in diesen Quartieren bilden meist die besonders Benachteiligten.

Jugendspezifische Umgangsformen

Bestimmte Jugendbewegungen können als Reaktion auf und als Protest gegen Resignation und Apathie verstanden werden. Dabei werden (Selbst-)Bilder konstruiert, in denen die Problemlagen zentriert und überspitzt werden (Paul 2013). Die Sozialräume werden danach als „hartes Pflaster“ verstanden, in denen man „überleben“ muss. In bestimmten Jugendsubkulturen, insbesondere im Gangsta Rap, sind Authentizität und Stärke von zentraler Bedeutung (Dittrich/Seeliger 2012). Hierzu gehört es, in besonders schwierigen Stadtvierteln aufgewachsen zu sein, aber nicht resigniert, sondern einen eigenen Weg zur Bewältigung des Alltags gefunden zu haben. Dies gelingt dadurch, dass die Wertmaßstäbe den sozialräumlichen Rahmenbedingungen angepasst werden und aus den Nöten Tugenden werden. Die sozialen Probleme konstituieren die eigene Identität und spezifische Zugehörigkeiten, Gewalt wird verherrlicht, Partizipation und Engagement finden in subkulturellen Kontexten neue Formen. Man provoziert staatliche Institutionen und die bürgerliche Öffentlichkeit, von denen man sich ohnehin ausgeschlossen fühlt. Kurz: Die Jugendlichen erleben Autonomie, Zugehörigkeit und Selbstwirksamkeit – menschliche Grundbedürfnisse und zentrale Motoren für Aktivität (Deci/Ryan 1993).

Es handelt sich also um eine funktionale, durch Jugendliche selbst entwickelte Form der Bewältigung des Alltags, die als Reaktion auf Resignation und Apathie verstanden werden kann. In diesen Jugendgruppen wird die Erfahrung von Anerkennung und Stärke auch unter gegebenen Bedingungen ermöglicht (El-Mafaalani 2013).¹¹ Diese jungen Menschen haben unter

11 Diese Zusammenhänge können in ähnlicher Weise auch auf salafistische Jugendgruppen übertragen werden (vgl. hierzu El-Mafaalani 2014c).

schwierigen Bedingungen einen Weg gefunden, aktiv und handlungsfähig zu bleiben. Abweichendes Verhalten in solchen Jugendgruppen kann so durchaus als sozialer Protest gegen bzw. Flucht aus der umgebenden Resignation verstanden werden. Entsprechend werden (sozialpädagogische) Gegenmaßnahmen als Gefahr gesehen und abgelehnt, wodurch der Eindruck der Förderungsresistenz entstehen kann.

Eine solche jugendspezifische Form der Identifikation mit einem Sozialraum kann bestimmte Problemlagen weiter verschärfen und wird insbesondere für dort hineinwachsende Kinder verheerend sein. Allerdings lässt sich auch das Verhalten der Jugendlichen als rational und sinnstiftend beschreiben. Zugleich muss das Verhalten der Bewohner insgesamt genauer betrachtet werden. Höchste Priorität müsste es dementsprechend haben, an den strukturellen Bedingungen anzusetzen, die es für verschiedene Akteure, wie Politiker, Bewohner oder Jugendgruppen rational erscheinen lassen, an dem Bestehenden nichts oder nur wenig zu verändern. Hierfür ist eine Lebensweltanalyse erforderlich, welche die Perspektive der Quartiersbewohner einnimmt.

Segregierte Quartiere als Lebenswelt

Ein praxeologischer Zugang zu sozialräumlich strukturierten Lebenswelten erscheint sowohl aus theoretischer als auch aus empirischer Sicht erfolgversprechend (El-Mafaalani 2015b). Die Habitus-theorie und empirische Habitusanalysen (El-Mafaalani 2012) ermöglichen es, die spezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster von Menschen zu rekonstruieren und auf sozialräumliche und milieuspezifische Kontexte zu beziehen. Die habitustheoretische Perspektive gibt hier einen weiteren Blick auf die Lebenswelt und typische Handlungsroutinen als viele Lern- und Entwicklungstheorien. Denn die entscheidenden Prozesse finden im Sozialisationsumfeld statt – weitgehend unabhängig von intendierten erzieherischen Maßnahmen.¹²

Der Habitus eines Menschen wird nach Pierre Bourdieu (1987) als dauerhaftes Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster beschrieben, von dem aus die soziale Welt erlebt wird. Er entsteht in einem Ausschnitt der Sozialstruktur mit spezifischen sozialen Praxisformen und reproduziert diese dann wieder (in mehr oder weniger modifizierter Form). Es handelt sich

also um Muster und Routinen, die – bildlich gesprochen – hinter dem Rücken der handelnden Person wirken. Anders als viele andere klassische Soziologen konstruiert Bourdieu den Habitusbegriff als das Zusammenwirken *schichtspezifischer* Routinen und Muster, deren Entstehungsbedingungen historisch gewachsene Herrschaftsverhältnisse bilden. Der entwickelte Habitus reproduziert diese Herrschaftsverhältnisse wieder usw. Der Habitus umfasst dabei vier Dimensionen, die weit über die ökonomischen Existenzbedingungen hinausreichen: Die moralische Ebene gehört genauso dazu wie die körperliche, kognitive und ästhetische.

Unter prekären Lebensverhältnissen in einem problematischen Sozialraum aufzuwachsen, lässt sich zugespitzt als Aufwachsen in einer Umgebung multipler Knappheiten charakterisieren. Aktive Akteure müssen das Management der Knappheiten beherrschen.

Die Knappheitsverhältnisse beziehen sich dabei sowohl auf materielle als auch auf immaterielle Ressourcen und Bedürfnisse: Mangel an Geld und Besitz, an sozialen Beziehungen, Fürsorge, Handlungsoptionen, Entwicklungsimpulsen, Anerkennung etc. Daraus ergeben sich täglich Herausforderungen, die sofort und situativ bewältigt werden müssen, also ein an *Kurzfristigkeit* orientiertes Handlungsmuster nahelegen. Zugleich müssen mit den wenigen vorhandenen Ressourcen möglichst viele Bedürfnisse befriedigt werden. Dies gelingt nur, wenn jeweils abgewogen wird, ob etwas wirklich *notwendig* und *nützlich* ist. Vor dem Hintergrund permanent fehlender Handlungsalternativen wird der Umgang mit offenen Situationen in Kindheit und Jugend nicht erlernt, wodurch Unsicherheitsempfindungen in solchen Kontexten wahrscheinlich werden. Dementsprechend werden später solche Situationen eher vermieden, was als *Eindeutigkeitsmuster* verstanden werden kann. Entscheidungen und Kreativität beziehen sich viel stärker auf den Ressourceneinsatz und deutlich weniger auf die Zieldimension. Zugleich führt eine strukturell durch Ressourcen und Handlungsoptionen eingeschränkte Autonomie im Alltag dazu, dass es deutlich weniger Gelegenheiten für die Entwicklung von Selbstdisziplin und Eigenverantwortung gibt. Kurzfristigkeit, Nutzenorientierung, Funktionslogik und Eindeutigkeitsmuster stellen typische Aspekte des *Managements von extremer Knappheit* dar.

Demgegenüber begünstigt das Aufwachsen in privilegierten Verhältnissen ein diametral entgegengesetztes Muster, das wir das *Management des Überflusses* nennen. Es generiert eine habituelle Prägung, die sich mit den Begriffen Langzeitorientierung, Abstraktionsfähigkeit und Denken in Alternativen umschreiben lässt. Es müssen keine kurzfristigen Probleme gelöst werden, es muss auch nicht nach der Notwendigkeit gefragt werden und es wird täglich das Entscheiden aus einer Fülle an Alternativhandlungen (insbesondere auch im Hinblick auf die persönlichen Ziele) geübt. Handlungs-

¹² Bisher fehlt die sozialräumliche Perspektive in der Habitus-theorie noch weitgehend. Diese wird im Folgenden angedeutet. Eine ausführliche Auseinandersetzung ist in Arbeit (El-Mafaalani 2015b).

motive sind hier Pflichtbewusstsein, Stilfragen, Selbstzwecke. Vor dem Hintergrund des Überflusses an Ressourcen und Handlungsoptionen ist die Entwicklung von Selbstdisziplin und Eigenverantwortung strukturell verankert.

Die unterschiedlichen Zugänge zu Bildung liegen auf der Hand. Handlungsmuster, die auf Kurzfristigkeit und Funktionalität ausgerichtet sind, führen in einem „mittelschichtorientierten“ Bildungssystem zu einer strukturellen Benachteiligung (El-Mafaalani 2014a; El-Mafaalani/Toprak 2011).¹³ Die Kinder der Mittel- und Oberschicht treffen sozialisationsbedingt auf ein Umfeld, in dem vieles „der Sache wegen“ gemacht wird. Man treibt Sport, ohne Sportler werden zu wollen, man spielt Klavier, weil man es können möchte, man liest Bücher, weil es Freude bereitet.¹⁴ Engagement wird auch dann praktiziert, wenn kein eindeutiger, individuell zurechenbarer, kurzfristiger Nutzen zu erwarten ist. Eben dieses Engagement aber hat de facto langfristig den höchsten Nutzen – auch im Bildungssystem. Zudem besteht auch eine habituelle Nähe zu den Lehrkräften, die mehrheitlich dem gleichen Milieu entstammen (ausführlich hierzu: El-Mafaalani 2014a).

Die habituelle Prägung eines Kindes, das in prekären Lebensverhältnissen aufwächst, passt ideal zu den familiären Lebensbedingungen und manifestiert sich umso stärker, je mehr Menschen im Umfeld diese teilen und je mehr die die Umwelt selbst durch Knappheit geprägt ist. Im armutssegregierten sozialräumlichen Milieu wird dieses Muster nicht durchbrochen, sondern es ist im Gegenteil funktional. Hier werden habituell keine „Räume“ für Regelabweichungen freigehalten. Der Mangel an Ressourcen und Handlungsoptionen korrespondiert dann mit einem enorm eingeschränkten Kontakt zu Menschen anderer Milieus und damit zu anderen habituellen Praktiken (El-Mafaalani 2014b). Segregation bedeutet überall die Reduktion der Chancen zur Erfahrung gesellschaftlicher Heterogenität.

Eine solche habituelle Prägung kann je nach sozialräumlichen Rahmenbedingungen ganz unterschiedliche Formen annehmen. Die bisher genannten Aspekte des Denk- und Handlungsmusters (Kurzfristigkeit, Nutzenorien-

tierung, Funktionalität und Eindeutigkeit) sind abstrakte und zugleich typische Rahmen, die in ihrer konkreten Ausprägung stark variieren können.¹⁵

In *klassischen Arbeitervierteln* (in denen noch alle Männer Arbeit hatten) konnten der Wert von (körperlicher) Arbeit und Fleiß Anerkennung stiften. Es bestand ein hohes Maß an Selbstorganisation (z.B. durch die Gewerkschaft) und ein weit verzweigtes Vereinsleben mit spezifischen kulturellen Formaten (u.a. Arbeiterchöre, Arbeitersportvereine oder Volksbüchereien). Auch wenn vieles darauf hin deutet, dass die Aufstiegsorientierung vieler Jugendlicher in den 1960ern und 1970ern auch dadurch motiviert war, aus diesem Arbeitermilieu auszubrechen, kann dennoch festgehalten werden, dass durch das Milieu und seine „soziale Bandbreite“ (Mackensen et al. 1959) auch unter schwierigen Rahmenbedingungen positive Zugehörigkeiten, solidarische Strukturen und ein sozial anerkannter Statusgewährleistet waren.

Die Rahmenbedingungen waren grundlegend durch industrielle Erwerbsarbeit geprägt. Die handlungsleitende Maxime „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“, das heißt die strikte Trennung von Arbeitsleben und Freizeit, die funktionale und normative Grundlage der sozialen Ordnung in der Arbeiterklasse war, verliert durch den Strukturwandel und die damit einhergehende Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit die historisch gewachsene Integrationskraft. Arbeitslosigkeit, Armut und viel Freizeit schaffen keine Solidarität.

Der *Strukturwandel* (bspw. im Ruhrgebiet) traf besonders die Arbeiter und damit Arbeiterviertel, die sich dadurch grundlegend gewandelt haben. Die Quartiere, in denen wir heute die höchsten Arbeitslosenquoten und die meisten sozialen Probleme finden, sind jene, in denen die Volkszählungen 1970 und 1987 noch die höchsten Arbeiteranteile an den Erwerbstätigen gezählt haben. Durch den Verlust der Arbeit erodierte im Zeitverlauf die den Sozialraum prägenden traditionellen Formen sozialer Bindungen, ohne dass neue Formen die weggebrochenen Solidaritätsstrukturen gleichwertig kompensieren konnten (Strohmeier 2009; Dubet/Lapeyronnie 1994).

Die Bewohner, die sich den veränderten Rahmenbedingungen erfolgreich anpassen konnten, haben die Arbeiterviertel verlassen. Die Lebensgeschichten der Zurückgebliebenen sind unmittelbar verwoben mit dem Abstieg des Stadtteils. Armutszuwanderung in die verarmten Arbeiterviertel hat im Zeitverlauf die Abwärtsspirale der alten Arbeiterviertel weiter verstärkt.

Die im Laufe der Zeit Zugezogenen, meist wenig qualifizierte Migrantinnen, haben auf Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen mit ethni-

13 Dies gilt im Übrigen auch für sehr zeitgemäße didaktische Methoden, die auf eine weitgehende Offenheit und Projektförmigkeit des Unterrichts abzielen. Die besondere Herausforderung liegt darin, den Umgang mit Offenheit nicht vorauszusetzen, sondern vielmehr in der Schule zu lehren.

14 Es lassen sich in mehrfacher Hinsicht Tendenzen der Entfremdung gerade in distinktiven Oberschichtmilieus feststellen: ein Dinner (große Teller, die weitgehend leer sind), bei dem erst nach dem vierten Gang langsam ein Sättigungsgefühl einsetzt; Musik, zu der weder getanzt noch mitgesungen werden kann (Oper, Jazz), u. v. m. Ausführlich hierzu El-Mafaalani (2015b).

15 So zeigen ganz unterschiedliche Milieustudien, dass das Muster schichtspezifisch ist, allerdings die handlungspraktische Ausprägung innerhalb einer Schicht variiert – etwa im Vergleich zwischen konservativen und progressiven Oberschichtgruppen (Vester et al. 2001; Flaig et al. 1993).

scher Separation reagiert. Arme Stadtgebiete, wie die Dortmunder Nordstadt oder der Essener Norden, sind in sich noch einmal kleinräumig, vor allem ethnisch, segregiert. Jüngste Bewegungen von Armutszuwanderung aus Südosteuropa (Kurtenbach 2014) richten sich vor allem in solche Stadtteile, in denen es Leerstände gibt, was die Probleme vor Ort steigert.

Ethnisch segregierte arme Stadtgebiete können für Neuzugewanderte aber auch heute (wie in den 1950er und 1960er Jahren für die „Gastarbeiter“) die Funktion von „Integrations-schleusen“ bzw. „Ankunftsgebieten“ erfüllen. Solidarische Strukturen und soziale Kontrolle (soziales Kapital) gibt es durchaus im Zusammenhang mit ethnischer Segregation, die ja vielfach Kettenmigration ist, bei der einander nahestehende Menschen einander „nachholen“.¹⁶ Ob ein Quartier „Integrations-schleuse“ für Einwanderer oder Relegationszone der Ausgeschlossen ist, entscheidet der Arbeitsmarkt (Dubet/Lapeyronnie 1994).

In den armutssegregierten Stadtgebieten konzentrieren sich heute vor allem Verlierer des Strukturwandels. Die Erfahrung biographischer Rückschläge und sozialer Ausgrenzung erzeugt Ohnmachtsgefühle und Desorientierung. Resignative Tendenzen aber auch subkulturelle Formen des Protests

16 Das Aufwachsen unter Bedingungen der ethnischen Segregation kann am Beispiel türkeistämmiger Kinder und Jugendlicher folgendermaßen beschrieben werden. Es wird zunächst eine spezifische soziale Logik erlernt: Die Logik der *inneren Sphäre*, also die der Familie und der ethnischen Community, basiert insbesondere auf traditionellen Formen des sozialen Zusammenlebens (enge Bindungen/Loyalität) und wird durch kollektivistische Ideale, die von den Jugendlichen mit den Begriffen (bzw. Metaphern) Ehre, Respekt und Liebe benannt werden, dominiert. Meist wird erst in Kindergarten oder Grundschule eine andere Form der Sozialität erlebt: Die Logik der *äußeren Sphäre* (also der „Mehrheitsgesellschaft“) spiegelt sich aus der Perspektive der Jugendlichen in *abstrakten Formen* sowohl sozialer Bindung an Gruppen (flexible Zugehörigkeit) als auch individueller Anerkennung (Individualität/Selbstbezüglichkeit) sowie in nicht problemlos bestimmbar Spielregeln (implizite Normen) wider. Diese beiden Sphären werden jeweils für sich genommen als Einheit erlebt. Daraus entsteht eine *Innen-Außen-Differenz*, bei der ein zentraler Aspekt problematisch wird: Während die Jugendlichen deutlich zu erkennen geben, dass die Lebensweise in der inneren Sphäre einen nur sehr begrenzten Geltungsanspruch haben kann, also auch nur in der inneren Sphäre „funktioniert“, werden in der äußeren Sphäre Erfahrungen von Fremdheit, Differenz und teilweise von latenter und offener Diskriminierung gemacht. Die Lebensvorstellungen der inneren Sphäre werden also als unzeitgemäß wahrgenommen und zugleich steht die äußere Sphäre für einen geschlossenen Raum, zu dem sich die Jugendlichen nicht unmittelbar zugehörig fühlen (können). Dieses fehlende Zugehörigkeitsgefühl zur „Mehrheitsgesellschaft“ speist sich aus dem Wechselspiel zwischen der zum Teil mühsamen *Dekodierung der impliziten Normen*, auf die die vorschulische Sozialisation nicht vorbereitet hat, und der wahrgenommenen Fremdheit (und zum Teil auch Diskriminierung) (ausführlich hierzu Bohnsack 2003; Nohl 2001; El-Mafaalani 2012, 2013, 2015a).

sind die Folge. Die oben genannten habituellen Muster in Knappheitskontexten begünstigen in resignativen Milieus – aufgrund struktureller Veränderungen und steigender Perspektivlosigkeit – die Entwicklung von Fatalismus und Gestaltungspessimismus, sozialer Isolation und Apathie. Diese „Underdog-Mentalität“, das latente Gefühl der Zweitrangigkeit, lässt Zukunftsinvestitionen jedweder Art oft als unrealistisch erscheinen (hierzu auch Vester 2009).

Das habituelle Muster, in dem Kurzzeit-, Funktions- und Nutzenorientierung eingeschrieben sind, kann also je nach struktureller und sozialräumlicher Rahmung Unterschiedliches bewirken: positive Zugehörigkeiten und Anerkennungsstrukturen, aber auch Misstrauen und Resignation.¹⁷ Die (kollektive) Erfahrung des Scheiterns und der Prekarisierung kann demnach Folgen für die individuelle und kollektive Alltagspraxis haben.

Wenn Kinder ihre nähere häusliche Umgebung kaum verlassen, kann auch kaum ein „Ausbruch“ aus diesem Muster erfahren werden. Der Mangel an Opportunitäten lässt dem Sozialraum – aus dieser theoretischen Perspektive – eine eigenständige Erklärungskraft für soziale Problemstellungen zukommen, so dass er nachhaltige Konsequenzen haben kann.¹⁸ Denn der Habitus ist dort funktional, wo er entstanden ist. Soziale Kontexte bzw. Sozialräume, die eine große soziale Distanz zu den Entstehungsbedingungen des Habitus (dem Herkunftsmilieu) aufweisen, verursachen dann in besonderem Maße Unsicherheit, Unwohlsein oder gar Vermeidungshandeln; hier fühlt man sich „fehl am Platz“ oder hat das Gefühl, „das ist nichts für mich/uns“. In jedem Fall fehlen Intuition und Automatismen für das „richtige“ Verhalten. Solche Situationen werden anschließend (zumindest tendenziell) vermieden. Entsprechend ist aus habitustheoretischer Perspektive die wahrscheinlichste Praxis ein Verbleib im Herkunftsmilieu (El-Mafaalani 2014b). Damit gilt: Je homogener das sozialräumliche Herkunftsmilieu ist, desto stärker ist dieser Effekt.

17 Insbesondere im Hinblick auf Vertrauensstrukturen lassen sich die beschriebenen Zusammenhänge in ähnlicher Weise rekonstruieren (Strohmeier 2009).

18 In verschiedenen Studien wurden festgestellt, dass – neben den familialen Rahmenbedingungen – der segregierte Sozialraum einen eigenständigen Effekt hat, so bspw. auf abweichendes Verhalten (Friedrichs/Blasius 2000; Friedrichs et al. 2009) oder auf die Dauer von Arbeitslosigkeit bzw. Sozialhilfebezug (Farwick 2001). Die Bourdieusche Formel kann hier – mit kleineren Modifikationen – den Zusammenhang zwischen Struktur und Handlung verdeutlichen: (Habitus × Kapital) + Feld = Praxis. Denk- und Handlungsmuster (Habitus) und zur Verfügung stehende Ressourcen (Kapital) sowie das Feld bilden hier die Struktur (wobei der Habitus als Bindeglied zwischen Struktur und Praxis zu verstehen ist), die wiederum die Praxis, also die konkreten Handlungen, bestimmt. Die theoretische Herausforderung besteht darin, das Feld als Sozialraum zu konzeptionalisieren (El-Mafaalani 2015b).

Fazit

Die hier beschriebenen Denk- und Handlungsmuster gilt es politisch ernst zu nehmen, wenn man etwas verändern will.¹⁹ In der Stadtteilentwicklungspolitik in Deutschland (z. B. „Soziale Stadt“ und „Stadtumbau“) ist die Aktivierung der Bewohner zugleich Ziel und Mittel. Dort wo Aktivität und Beteiligung besonders gebraucht werden, haben wir aber gesehen, sind die Bewohner besonders schwer zu erreichen. Die professionelle Stadtteilentwicklungspolitik macht hier allzu oft die falschen (Integration und Artikulationsfähigkeit voraussetzenden) Beteiligungsangebote, die in erster Linie die mit Handlungskompetenz, Durchsetzungsvermögen, Optimismus und Selbstvertrauen ausgestatteten „Etablierten“ (Elias/Scotson 1990) der Stadtgesellschaft erreichen. Die Bürgerbeteiligung nach § 3 oder § 137 Baugesetzbuch regelt zwar die Formalia, schließt aber faktisch die gestaltungspessimistischen „Außenseiter“ ohne Selbstvertrauen, Handlungskompetenz und Macht aus. Es geht insbesondere darum, vor Ort Erfahrungen zu ermöglichen, die es den Menschen und vor allem den Kindern und Heranwachsenden möglich machen, zu erkennen, dass sie etwas wert sind und dass sie selbst etwas (in ihrem Stadtteil) bewegen können. Selbermachen hilft hier oft mehr als Mitreden.²⁰

Literatur

- Bohnsack, Ralf (2003): Differenzenerfahrungen der Identität und des Habitus. Eine empirische Untersuchung auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Liebsch, Burkhard/Straub, Jürgen (Hrsg.): Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 136–160.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.) (2007): Innerstädtische Raumbearbeitung. Methoden und Analysen. Berichte Band 25. Bonn.
- Dietrich, Marc/Seeliger, Martin (Hrsg.) (2012): Deutscher Gangsta-Rap. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einem Pop-Phänomen. Bielefeld.

19 Auf der Grundlage der Analyse der Lebensbedingungen der betroffenen, besonders benachteiligten Bewohner können konkrete Interventionsmaßnahmen erarbeitet werden, die nicht nur *niederschwellig*, sondern insbesondere *nutzenorientiert* angelegt werden sollten. Für ein aktives Engagement besonders Benachteiligter muss es idealerweise einen konkreten, kurzfristig erwartbaren und persönlich zurechenbaren Nutzen geben.

20 Hierzu ausführlicher Strohmeier (2010b).

- Dubet François/Lapeyronnie, Dider (1994): Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft. Stuttgart.
- El-Mafaalani, Aladin (2015a): Migrationssensibilität. Zum Umgang mit Globalität vor Ort. Weinheim.
- El-Mafaalani, Aladin (2015b): Praxeologie sozialer Ungleichheit und sozialer Mobilität. In: Rieger-Ladich, Markus/Bittlingmayer, Uwe H. (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden (im Druck).
- El-Mafaalani, Aladin (2014a): Habitus-Struktur-Sensibilität. (Wie) kann ungleichheits-sensible Schulpraxis gelingen? In: Sander, Tobias (Hrsg.): Habitus-Sensibilität. Neue Anforderungen an professionelles Handeln. Wiesbaden, S. 229–245.
- El-Mafaalani, Aladin (2014b): Vom Arbeiterkind zum Akademiker. Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung. St. Augustin/Berlin: Konrad-Adenauer-Stiftung.
- El-Mafaalani, Aladin (2014c): Salafismus als jugendkulturelle Provokation. Zwischen dem Bedürfnis nach Abgrenzung und der Suche nach habitueller Übereinstimmung. In: Schneiders, Thorsten Gerald (Hrsg.): Salafismus in Deutschland. Ursprünge und Gefahren einer islamisch-fundamentalistischen Bewegung. Bielefeld, S. 355–362.
- El-Mafaalani, Aladin (2013): Migrations- und Ungleichheitssensibilität als Schlüsselkompetenz für pädagogische Berufe. In: Unsere Jugend 2/2013, S. 50–61.
- El-Mafaalani, Aladin (2012): BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitus-Transformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen. Wiesbaden.
- El-Mafaalani, Aladin/Toprak, Ahmet (2011): Muslimische Kinder und Jugendliche in Deutschland. Lebenswelten, Denkmuster, Herausforderungen. St. Augustin/Berlin.
- Elias, Norbert/Scotson, John L., (1990) Etablierte und Außenseiter, Frankfurt am Main.
- Farwick, Andreas (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern. Opladen.
- Flaig, Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur. Bonn.
- Kersting, Volker/Meyer, Christian/Strohmeier, Peter/Terpoorten, Tobias (2009): Die A 40 – der Sozialäquator des Ruhrgebiets. In: Achim Prosek/Joachim Schumacher/Helmut Schneider/Burkhard Wetterau/Volker Kersting, (Hrsg.): Atlas der Metropole Ruhr. Vielfalt und Wandel des Ruhrgebiets im Kartenbild. Unterstützt vom Regionalverband Ruhr. Köln, S. 142–145.
- Friedrichs, Jürgen/Blasius, Jörg (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen.
- Friedrichs, Jürgen/Blasius, Jörg/Klöckner, Jennifer (2009): Doppelt benachteiligt? Leben in einem deutsch-türkischen Stadtteil. Wiesbaden.
- ILS/ZEFIR (2006): Sozialraumanalyse – Soziale, ethnische und demografische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten. ILS-NRW-Schriften Bd. 201. Dortmund.
- ILS/ZEFIR (2003): Sozialraumanalyse – Soziale, ethnische und demografische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten. Gutachten für die Enquetekommission „Zukunft der Städte in NRW“ des Landtags Nordrhein-Westfalen. Dortmund. http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/GB_I/I.1/EK/EKALT/13_EK1/EKZukunftStadeNRWILSZEFIRSozialraumanalyse2003.pdf
- Kurtenbach, Sebastian (2014): Ankunftsgebiete als Herausforderungskulisse für die Soziale Arbeit – Potenziale und Restriktionen kleinräumiger Zuwanderungsschwer-

- punkte für die Soziale Arbeit am Beispiel rumänischer und bulgarischer Neuzuwanderer in der Dortmunder Nordstadt. In: *Migration und Soziale Arbeit*, 2, S. 176–182.
- Mackensen, Rainer/Papalekas, Johannes Chr./Pfeil, Elisabeth/Schütte, Wolfgang/Burckhardt, Lucius (1959): *Daseinsformen der Grosstadt. Typische Formen sozialer Existenz in Stadtmitte, Vorstadt und Gürtel der industriellen Großstadt*, Tübingen.
- Nohl, Arnd-Michael (2001): *Migration und Differenzerfahrung. Junge Einheimische und Migranten im rekonstruktiven Milieuvvergleich*. Opladen.
- Paul, Mario (2013): *Räume der Angst und Gewalt in der demokratischen Gesellschaft. Zur praktischen und diskursiven Konstitution sogenannter No-Go-Areas*. Bochum.
- Schelling, Thomas C. (1971): *Dynamic models of segregation*. *Journal of Mathematical Sociology*, 1, S. 143–186.
- Strohmeier, Klaus Peter (2010a): *Durchschnitt ist nirgends. Segregation und die Gesundheit von Kindern in der Stadt*. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert (Hrsg.): *Systemanalyse als politische Reformstrategie*. Wiesbaden, S. 318–334.
- Strohmeier, Klaus Peter (2010b): *Soziale Segregation – Herausforderung der Städte im 21. Jahrhundert*. In: Publikation der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung. *Das Programm Soziale Stadt. Kluge Städtebauförderung für die Zukunft der Städte*, S. 66–83.
- Strohmeier, Klaus Peter (2009): *Die Stadt im Wandel. Wiedergewinnung von Solidarpotential*. In: Biedenkopf, Kurt/Bertram, Hans/Niejahr, Elisabeth (Hrsg.): *Starke Familie – Solidarität, Subsidiarität und kleine Lebenskreise*. Stuttgart, S. 156–172.
- Strohmeier, Klaus Peter (2006): *Segregation in den Städten*. Bonn.
- Strohmeier, Klaus Peter/Schultz, Annett/Wunderlich, Holger (2009): *Örtliche Familienpolitik – warum und wie?* In: *der moderne staat, Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management*, S. 185–206.
- Vester, Michael (2009): *Milieuspezifische Lebensführung und Gesundheit*. In: *Jahrbuch für Kritische Medizin und Gesundheitswissenschaften* 45, S. 36–56.
- Vester, Michael/Oertzen, Peter von/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt/M.

Jürgen Friedrichs

Soziale Mischung als Kontext

Die Frage nach der angemessenen sozialen Mischung hat schon Herbert Gans 1961 in seinem Artikel „The Balanced Community“ gestellt. Nachdem er zahlreiche Argumente abgewägt hat, gelangt er zu dem Schluss, eine „gemäßigte Heterogenität“ sei die beste Form der Mischung. Diese Antwort sagt uns nichts über das Mischungsverhältnis; sie ist deshalb auch keine planerisch befriedigende Antwort. Sie sagt uns auch nichts darüber, ob man die sozio-ökonomischen Gruppen ebenso mischen kann wie die ethnischen oder die von Mietern von Sozialwohnungen mit Privatmietern und mit Eigentümern von Wohnungen und Häusern.

Mehr als fünfzig Jahre später sind wir allerdings auch nicht klüger. Im Gegenteil, die Situation ist komplizierter geworden, weil nicht nur die Frage, wie man mischen solle, empirisch untersucht wurde, sondern auch, ob es überhaupt sinnvoll ist zu mischen. Die Ergebnisse sind keineswegs eindeutig, sind gemischt: Es gibt Studien, denen zufolge eine Mischung erfolgreich war, gegebene Ziele zu erreichen, und andere, denen zufolge das nicht der Fall war.

Ich werde im Folgenden anhand eines Makro-Mikro-Modells Probleme der sozialen Mischung darstellen. Anhand des Modells gehe ich sodann auf zwei Formen der Mischung ein: die sozio-ökonomische und die ethnische. An empirischen Verteilungen entwickle ich Vorschläge für eine soziale Mischung. Der letzte Teil des Aufsatzes enthält eine Reihe von Folgerungen und Vorschläge für die weitere Forschung.

Ein Kontextmodell der sozialen Mischung

Ein Kontext sei definiert als „eine sozial-räumliche, zeitlich begrenzte Struktur, die für den Handelnden mit Erwartungen, Opportunitäten und Restriktionen verbunden ist und so sein Verhalten beeinflusst“ (Friedrichs/Nonnenmacher 2014). Dabei ist die Mischung ein Kontextmerkmal des Wohngebiets, das unabhängig (also unter Kontrolle) von individuellen Merkmalen einen Effekt auf das Verhalten der Bewohner/innen ausübt. Die jeweilige soziale Mischung in einem Wohngebiet wird auch als Diversität bezeichnet.